

Klaus Harpprecht

Die Glosse: Der Friedhofsdiab

Sein politisches Überleben verdankt er Sabine Christiansen. Es ist nicht anzunehmen, dass sie wusste, was sie anrichten würde: Sie lud ihn – vermutlich öfter als jedes andere Mitglied ihrer Herrenriege – in die Sonntagabend-Show, weil auf sein Mundwerk Verlass war. Seine Rabulistik mischte den Laden allemal auf, und sie sonnte sich gern in der Bewunderung, die ihr zuteil wurde, weil sie – *la brava!* – die Courage zeigte, mit Querköpfen und Außenseitern, ja mit Gebannten und Geächteten an die Rampe der großen Quoten zu treten.

Christiansen – und BILD, die ihn eine Kolumne schreiben ließ: Sie sorgten dafür, dass der Ex-Bonaparte von der Saar nicht in den Wonnen der Gewöhnlichkeit einer wohl dotierten Rentner-Existenz nebst schreibender Frau und munterem Söhnchen dem Gedächtnis der Nation entswinden würde, nur die vage Erinnerung an ein rosig leuchtendes Mondgesicht und eine immer spitzere Nase hinterlassend. Abgetaucht ins stille Bürgerglück, die erblondete Rosa L. mit Mutterkreuz an seiner Seite. Anders als Sabine aber wusste das gesalbte Haupt der BILD-Redaktion sehr wohl, was es tat. Beelzebub Oskar konnte zwar den Sozi-Teufel Schröder nicht austreiben, das denn doch nicht, auch nicht die Nebenteufel Müntefering oder Steinbrück, aber er durfte sie in seiner Kolumne zwicken und zwacken was das Zeug hielt. Wichtig nur, dass er die Sozen nervte. Wer Lafontaine ein Forum bot, meinte es nicht gut mit der SPD. Insofern darf man es wagen, Kai Diekmann, den BILD-Chef, einen stillen Paten der »Linken« zu nennen.

Seine Verdienste um die politische Renaissance des Oskar Lafontaine sind nicht zu unterschätzen. Er schuf, zusammen mit der unschuldigen Sabine, die Voraus-

setzung für den Durchmarsch des Verantwortung-Flüchtlings an die Spitze der Sammelpartei, in der sich Ulbrichts und Honeckers Erben, wirrköpfige Wessi-Trotzkisten, Grünextremisten, unheilbare Nachachtundsechziger, entlaufene Bitter-Sozis und gekränkte Gewerkschaftsfunktionäre zu einer neuen USPD vereinen. Eine (nicht nur) deutsche Automatik: Die Rechte besorgt die Geschäfte der Ultra-Linken – und umgekehrt. So war es in Weimar. So kalkulieren die Polit-Schlaumeier auch jetzt. Es wird nicht dahin kommen. Doch an strampelnder Anstrengung, die innere Balance der zweiten deutschen Republik zu erschüttern, mangelt es nicht.

Wenn der Autor dieser Zeilen das Diekmann-Pamphlet gegen die »Gutmenschlich-Doofen« (*Der große Selbstbetrug – Wessen?*) gründlich genug gelesen hat, was angesichts der aufgeblasenen Vorstadt-Prosa von Kohls einstigem Schreibgehilfen nicht leicht fiel, kommt Lafontaine auf den gut 250 Seiten nur einmal vor – am Rande seiner Abrechnung mit den Skeptikern, die es versäumten, vor der deutschen Einheit patriotisch gerührt in die Knie zu sinken. Warum die Schonung? War Oskar damals nicht der dröhnende Lautsprecher aller Zweifler? War er es nicht, der die SPD vom unaufhaltsamen Strom der ostdeutschen, der osteuropäischen Revolution abzuschneiden versuchte? War es nicht Lafontaine, der sich's in jenen historischen Stunden ein für allemal mit Willy Brandt verdarb, den nun auch Diekmann den »großen alten Mann der SPD« nennt? Warum notierte er nicht, dass Brandt sich weigerte, dem späteren BILD-Kolumnisten Lafontaine am Ende der Kundgebung vor dem Reichstag auch nur die Hand zu geben? Warum die Schonung, hinter der sich eine stille Kumpanei wittern ließe? Und warum verschweigt er,

notabene, dass sein Blatt und sein Konzern ein Jahr für Jahr mit schäumender Wut gegen Brandts Politik der Entspannung gewettert hatten, gottlob ohne Erfolg; jene wohl bedachte Strategie, die so viel (wenn nicht mehr) zum Einsturz des Sowjetimperiums beigetragen hat wie die Hochrüstungspolitik der Amerikaner? (Dafür ernannte er den Schweizer François Bondy hoppla hopp zum »französischen Publizisten.«)

Das eint den Gel-Kopf an der Spitze von BILD und den trommelnden Oskar nach wie vor: Beide berufen sich auf Brandt, wobei Lafontaine den Ölprinzen des Hauses SPRINGER an schierer Heuchelei weit übertrifft. Oskar aber, der den wehrlosen Willy nun Tag und Nacht als seinen »Ziehvater« für die »Linke« in Anspruch nimmt, erinnert sich in Wahrheit sehr genau, dass Brandt mit ihm nichts mehr zu schaffen haben wollte. Dass ihm der Ehren-Vorsitzende seine Sympathie längst vor dem offenen Konflikt in der Einheits-Frage entzogen hatte. Dass Willy – nach vorübergehender Blendung – die halbintellektuelle Schaumschlägerei des einstigen Konviktleiven völlig durchschaute. Dass er die Parteitagsrede von Mannheim, mit der Oskar den (damals noch) biedereren Scharping in den Orkus beförderte, als das bezeichnet hatte, was sie in Wirklichkeit war: eine donnernde Explosion heißer Luft – ein substanzfreier Appell an die Emotionen der Delegierten, der sie jeder Frage nach dem Inhalt entthob.

So verfährt der talentierte Populist noch immer. Kaum ein Auftritt, bei dem er nicht den Geist Willy Brandts herbeizitiert, um ihn als eine Art Großpapa seiner »Linken« vorzuführen, neben dem Urgroßvater Bebel, dem Großonkel Liebknecht und der Großtante Luxemburg. W.B. hätte diese Verwandtschaft – nicht einmal völlig ausgenommen – als problematisch betrachtet. Spalter wie Rosa und Karl gehörten nicht in die Ahnengalerie des Mannes, der die demokratische Linke

fast ein Vierteljahrhundert lang zusammenband: auch gegen die Unverschämtheiten Lafontaines, der Helmut Schmidts moralische Prinzipien als »Sekundärtugenden« karikierte, mit denen man ein Konzentrationslager betreiben könne. Oskars Beschwörung Brandts aber könnte man unfein als eine Art Leichenflederei bezeichnen. Als Friedhofsschändung. Als Herabsetzung des Andenkens Verstorbener (wie die einschlägige Formulierung des Strafgesetzbuches lautet).

Ohne die geringste Hemmung wiederholt Deutschlands Chefdemagoge bei jeder seiner Reden und in jedem Interview gebetsmühlenhaft Brandts Maxime, dass niemals mehr ein Krieg von deutschem Boden ausgehen dürfe. Die SPD sei dieser Weisung untreu geworden, behauptet der Trommelbube: Es müsse seine Gründe haben, dass der Begriff »Gewaltverzicht« aus der öffentlichen Diskussion in Deutschland verschwunden« sei (was nicht stimmt).

Mit dem Blick auf das Engagement der Bundeswehr in Afghanistan empört er sich, dass Deutschland »kein Recht« habe, »sich an der Ermordung von Menschen zu beteiligen, unter Berufung auf höhere Werte«. So beim Gründungsparteitag des hessischen Verbandes der »Linken«. Im Oktober 2002 aber hatte er im HAMBURGER ABENDBLATT geschrieben: »Den Afghanistan-Einsatz der Bundeswehr hätte Brandt nicht grundsätzlich in Frage gestellt. Immerhin war die internationale Staatengemeinschaft zu einer militärischen Intervention ermächtigt worden.« Er fügte freilich hinzu, dass der »Friedensnobelpreisträger zu den Streubomben auf afghanische Städte nicht geschwiegen hätte«.

Vermutlich nicht. Er hätte die Amerikaner gemahnt, sich zurückzuhalten, nicht nur aus Gründen der Humanität, sondern auch der politischen Klugheit. Der Bundeswehr aber hätte er nichts unterstellt, dessen sie sich nicht schuldig gemacht hat. Indes, Oskar pfeift auf Nuancen. Er passte seine Argumentation viel-

mehr den DDR-Ideologen an, die bald genug feststellen werden, dass für sie neben dem wiedererstandenen Mini-Napoleon auf dem Kommandostand der Partei kein Platz mehr bleibt. Gysis säuerliche Miene zeigt an, dass er – der beste Kopf der »Linken«, zu geschweige, um sich selber zu glauben – wahrzunehmen beginnt, wo Bartel den Most holt.

Oder den Jahrgangs-Bordeaux (denn Oskar weiß, das bestreitet keiner, was ein gutes Tropfen ist). In seinen Erinnerun-

gen hielt er fest, dass er dem todkranken Willy Brandt eine Kiste Rotwein schickte: just das, wonach einem Menschen verlangt, der weiß, dass er zum Sterben verurteilt ist. Die Taktlosigkeit stimmt mit der Verlogenheit des Großpopulisten überein, den W.B. schon seit langen Jahren ohne Illusionen betrachtet hatte (so weit er ihn noch zur Kenntnis nahm): Lafontaine weiß es. Er hat nur verlernt, sich zu schämen. Die Erklärung seiner Unverschämtheit.

Roby Nathanson

Von Oslo über Camp David nach Annapolis

Neue Hoffnung für den Nahen Osten?

Ende November fand im us-amerikanischen Annapolis eine israelisch-palästinensische Konferenz statt. Unser Autor erinnert gleichsam als Nachtrag an bislang vergebliche Friedensbemühungen und formuliert vier zentrale Parameter für ein *Memorandum of Understanding*.

Die Israelis glaubten nach dem *Sechs-Tage-Krieg* im Juni 1967, die Zeit würde für sie arbeiten: Je länger man die Besatzung der Westbank, der Golanhöhen und des Sinai aufrecht erhalte, desto eher werde sie zu einem *fait accompli*. Der *Jom-Kipur-Krieg* 1973 bewies das Gegenteil. Israel musste die Sinai-Halbinsel an Ägypten abgeben. Dies geschah im Rahmen eines umfangreichen Friedensabkommens, welches eine wichtige Basis für eine dauerhafte Lösung des Nahostkonflikts darstellt.

Im Lauf der 70er und 80er Jahre wollte Ariel Sharon in den besetzten palästinensischen Gebieten Tatsachen schaffen, um einen territorialen Kompromiss in absehbarer Zeit auszuschließen. Er nahm an, die arabische Welt werde mit der Entwicklung alternativer Energiequellen langfristig an wirtschaftlicher und politischer Macht verlieren, und deshalb sei es für Israel sinnvoll, die Verhandlungen mit

den Palästinensern über eine langfristige Lösung um zwei Generationen zu verschieben. Man müsse nur militärisch und wirtschaftlich durchhalten, bis der richtige Zeitpunkt für Verhandlungen gekommen sei.

Auch die Palästinenser und ihre Verbündeten in der arabischen Welt glauben, die Zeit arbeite für sie, denn die demografische Entwicklung verläuft zu ihren Gunsten. Das verheißt aus ihrer Sicht den Verschleiß des jüdischen Charakters Israels und lässt die Option für einen Staat mit einer palästinensischen Mehrheit vom Jordan bis zum Mittelmeer realistisch erscheinen.

Das Prinzip des Oslo-Abkommens von 1993 war es, zunächst eine Einigung in den damals verhandelbaren Punkten zu erzielen. Die Lösung der Kernprobleme des Konfliktes – der Status Jerusalems, die endgültigen Grenzen und die Flücht-